



# BUNDESPRÄSIDENTIALAMT

## Pressemitteilung

**SPERRFRIST** Donnerstag, 6. September 2012  
12.15 Uhr

Änderungen vorbehalten.  
Es gilt das gesprochene  
Wort.

Die Rede im Internet:  
[www.bundespraesident.de](http://www.bundespraesident.de)

Berlin, 06.09.2012  
Seite 1 von 8

**Bundespräsident Joachim Gauck  
beim Festakt aus Anlass von 50 Jahren entwicklungs-  
politischer Zusammenarbeit von Staat und Kirchen  
am 6. September 2012  
in Bonn**

Wer sich gegen Armut und Ungerechtigkeit einsetzt, braucht starken Willen, Mut und Zuversicht. Heute sind eine Menge Leute hier versammelt, die genau dies mitbringen: Den Mut, der Resignation entgegen zu treten und zu handeln.

Sie hier wissen: Weltweit hungern eine Milliarde Menschen. In den am allerwenigsten entwickelten Ländern wird jedes zehnte Kind nicht mal ein Jahr alt. Weltweit sterben alle zweieinhalb Jahre 50 bis 60 Millionen Menschen an vermeidbaren Krankheiten und Armut – so viele Opfer, wie der 2. Weltkrieg gefordert hat.

Sie hier wissen: Es gibt neben diesem, was uns bedrückt, auch Erfolge in der weltweiten Entwicklung. Zum Beispiel gehen immer mehr Kinder weltweit in die Schule, immer weniger Menschen sterben an Malaria. Und dazu haben Sie beigetragen, dass Armut weltweit nicht übermächtig wird.

50 Jahre Zusammenarbeit staatlicher und kirchlicher Entwicklungszusammenarbeit sind ein guter Anlass, sich mit dem scheinbar übermächtigen Goliath namens Armut und Ungerechtigkeit genauer zu befassen.

Die Ausgangslage Davids gegen Goliath war bejammernswert. Aber David jammerte nicht, er zog gegen den Übermächtigen in den Kampf mit fünf Kieselsteinen – in der Entwicklungszusammenarbeit sind es fünf Bereiche, die mir von besonderer Bedeutung erscheinen,

VERANTWORTLICH	Ferdos Forudastan
ANSCHRIFT	Bundespräsidialamt 11010 Berlin
TEL / FAX	030 2000-2021/-1926
E-MAIL	presse@bpra.bund.de
INTERNET	<a href="http://www.bundespraesident.de">www.bundespraesident.de</a>

wollen wir Erfolg haben im Kampf gegen die Armut. In allen spielen der Mut und die Zuversicht der Kirchen eine zentrale Rolle.

Erstens: Die Entwicklungszusammenarbeit muss die Bürgerinnen und Bürger in unserem Land überzeugen.

„Wer die Ärmsten dieser Welt gesehen hat, fühlt sich reich genug zu helfen“, stellte Albert Schweitzer fest. Zu Ostern 1959 sammelte die katholische Kirche erstmals unter dem Namen Misereor zu Gunsten der Armen in der Dritten Welt. Nur wenige Menschen in Deutschland hatten persönlich die Armut außerhalb Europas gesehen. Aber sie kannten Hunger und Not aus dem letzten Krieg. Auch heute sehen wir oft, dass ausgerechnet die Ärmsten der Armen ohne viel zu fragen Flüchtlinge aus den Nachbarländern aufnehmen und das wenige, was sie haben, teilen. Wie können wir in einer reichen Gesellschaft dieses Solidaritätsgefühl aufrechterhalten?

Über 35 Millionen DM kamen damals beim ersten Mal für Misereor zusammen. Eine stattliche Summe. Dieser Erfolg brachte die Bischöfe auf die gute Idee, diese Aktion zu institutionalisieren. Das protestantische Gegenstück war Brot für die Welt. Barmherzigkeit, Solidarität und soziales Engagement waren übrigens nicht nur auf Christen im Westen des geteilten Deutschland beschränkt. Auch auf der östlichen Seite des eisernen Vorhanges haben Christen sich in ihren Gemeinden für internationale Zusammenarbeit engagiert – oft mit beachtlichem Ergebnis und selten zum Vergnügen der Machthaber, die Entwicklungszusammenarbeit primär als Hilfe für sozialistische Brüdervölker verstanden haben wollten.

Die Kirchen haben ihr Gewicht und ihren Auftrag gegen die Armut in die Waagschale geworfen und so den Einsatz für den „fernen Nächsten“ lebendig gehalten. Zwei Jahre bevor die Vereinten Nationen das Ziel von 0,7 Prozent des Bruttoinlandproduktes für die Entwicklungszusammenarbeit vorgaben, machten die evangelischen Landeskirchen sich ihre eigene Vorgabe: 1968 beschlossen sie, zwei Prozent ihres Haushalts für Entwicklungsprojekte einzusetzen, 1975 sollten es dann sogar fünf Prozent sein. Das Wollen erwies sich größer als das Vollbringen.

Im Bundeshaushalt 2011 sind rund drei Prozent der gesamten Mittel für Entwicklungszusammenarbeit vorgesehen. Man kann trefflich streiten, ob das zu viel oder zu wenig ist. Über eines lässt sich nicht streiten: Sollen Bürgerinnen und Bürger überzeugt sein, dass dieses Geld sinnvoll eingesetzt ist, geht dies nicht ohne Informationen zu den Ergebnissen der Arbeit in den Partnerländern.

Solidarität bemisst sich dabei nie nur in Euro. Entscheidend sind die Ergebnisse für den Alltag der Betroffenen. Es ist das geringere Problem, neue Schulen zu bauen. Das größere Problem ist es, wenn

darin Lehrer ohne Ausbildung, ohne Lehrpläne oder ohne Motivation arbeiten.

Zu dieser Überzeugungsarbeit im Inland tragen gerade jene unter uns ganz besonders bei, die von ihren eigenen Erfahrungen im Ausland berichten können. Die Kirchen haben einen maßgeblichen Beitrag zur Entstehung der Entwicklungsdienste geleistet, die motivierte Fachkräfte in Entwicklungsländer vermittelten. Bereits 1960 reisten Handwerkergruppen aus.

Heute gibt es eine Vielzahl von Möglichkeiten, sich in der Entwicklungszusammenarbeit einzubringen. Alleine in der deutschen staatlichen Entwicklungszusammenarbeit arbeiten weltweit über zwanzigtausend Menschen. Die meisten von ihnen sind mit ganzem Herzen bei der Sache. Aber ich kenne natürlich auch die Zyniker, die in der Entwicklungszusammenarbeit einen zwar gut bezahlten aber sinnlosen Job sehen. Ich denke, da sind wir uns einig: Nie darf eine „Entwicklungsindustrie“ ihre eigenen Interessen über die Entwicklung der Partner setzen!

Ich weiß: Viele Menschen, die in der Entwicklungszusammenarbeit tätig sind, sind nachdenklich geworden über Wirkungen ihrer Arbeit, über Armut und Überfluss und über die Bedeutung solidarischen Miteinanders. Ich glaube, unserer Gesellschaft tut es gut, wenn diese Menschen ihre Erfahrungen mit uns teilen, in den Gemeinden, bei den politisch Verantwortlichen und an Familientischen.

Wer in der Ferne tätig wird, braucht viele Unterstützer zu Hause. Darum wirken die Kirchen bewusst mit ihrer entwicklungspolitischen Bildungsarbeit an der Akzeptanz in Deutschland mit. Sie erklären, wo es uns etwas angeht, zu welchen Bedingungen Kinder in vielen Ländern arbeiten müssen und was wir hier dafür tun können, dass diese Kinder gute Lebenschancen bekommen. Die Kirchen können auf lange Erfahrungen und ein unvergleichliches Netz an Kontakten zurückgreifen, um abstrakte globale Fragen hier begreifbar zu machen, um unser Verhalten in Familien und Behörden und Firmen zu prüfen. So wird Nächstenliebe Tag für Tag konkret, und das ist eine gute Nachricht.

Trotz aller Frustrationen über Misserfolge der Entwicklungszusammenarbeit, die immer wieder aufkommen, können gerade die Kirchen den Willen, die Ursachen von Armut zu bekämpfen, am Leben erhalten. Die Kirchen lassen sich nicht entmutigen - so verwundert es nicht, dass die kirchliche Entwicklungszusammenarbeit bisweilen ein höheres Ansehen genießt, als die staatliche.

Mein zweiter Kernsatz lautet: Entwicklungszusammenarbeit ist eine partnerschaftliche Gemeinschaftsaufgabe mit den Betroffenen vor Ort.

Das mag für den Einen oder Anderen banal klingen. Aber Hand aufs Herz: Wie viele große Entwicklungspläne wurden am grünen Tisch erdacht, ohne dass sich die Planer jemals mit den Partnern und Bedürftigen wirklich zusammengesetzt hätten? Der amerikanische Entwicklungsökonom William Easterley konnte darüber ein ganzes Buch füllen unter dem Titel „Wir retten die Welt zu Tode“.

Die kirchlichen Entwicklungsdienste dagegen bemühten sich, gemeinsam mit ihren Partnern den Bedarf der Betroffenen sorgfältig zu ermitteln. Diese Grundhaltung war auch für die Kirchen zunächst Neuland: Denn die Missionare, die zu Kolonialzeiten nach Südamerika, Asien und Afrika kamen, spielten zwar beim Aufbau des Schul- und Gesundheitswesens eine bis heute wichtige und anerkannte Rolle. Aber diese Einrichtungen wurden nach europäischen Ideen aufgebaut – es waren viele weiße Besserwisser am Werk.

Die Rolle der europäischen Kirchen während der Kolonialzeit wird auch von den heutigen Partnerkirchen in den betroffenen Ländern durchaus kritisch gesehen. Von Desmond Tutu stammt bekanntlich der Satz „Als die ersten Missionare nach Afrika kamen, besaßen sie die Bibel und wir das Land. Sie forderten uns auf, zu beten. Und wir schlossen die Augen. Als wir sie wieder öffneten, war die Lage genau umgekehrt. Wir hatten die Bibel und sie das Land“. Ich würde allerdings sagen, dass wohl seltener die Missionare das Land hatten, als deren aufs Geschäftemachen orientierte Landsleute. Aber wie auch immer – sicher ist wohl, dass die Kirchen zu dem von Tutu kritisierten Zustand oft geschwiegen haben.

Der partnerschaftliche Umgang mit den jeweiligen Kirchen vor Ort führte in die Aufarbeitung der kolonialen Vergangenheit. Das war nicht immer gemütlich. Echte Partnerschaft heißt: Probleme auf beiden Seiten ansprechen und nicht aus falsch verstandener politischer Korrektheit unaufgearbeitete Schuldgefühle verdrängen. Übrigens waren gerade die Missionsschulen in vielen Ländern der entscheidende Zugang zu guter Bildung und ermöglichten damit letztlich politische Emanzipation.

Im Gegensatz zu den erst zu schaffenden Strukturen staatlicher Entwicklungszusammenarbeit konnten die Kirchen schon vor fünfzig Jahren auf ein dichtes Netz von Kontakten zurückgreifen, über das Projekte umgesetzt werden konnten. Unter dem Grundsatz, dass keine Missionierungen gefördert werden, setzen heute die deutschen Kirchen mit hoher Autonomie staatliche Gelder für ihre Entwicklungszusammenarbeit ein. Durch ihre Partner vor Ort können sie Menschen erreichen, zu denen anderweitig kein Zugang besteht. Ich freue mich, dass heute stellvertretend für diesen großen kirchlichen Schatz internationaler Partner Frau Richardson aus Indien und Erzbischof Kaigama aus Nigeria von ihren Erfahrungen berichten

werden. Ich will Ihnen ganz genau zuhören, wie auch den Vertretern der deutschen Kirchen und unserem Bundesminister.

Der Leitsatz der heutigen Veranstaltung „Vertrauen in die Kraft der Armen“ gefällt mir gut. Auch die Kirchen sind darauf bedacht, mit Entwicklungszusammenarbeit keine Subventions- oder Abhängigkeitsmentalität zu schaffen. Es geht darum, die Menschen in die Lage zu versetzen, ihr Leben in die eigene Hand zu nehmen und die in ihnen schlummernden oder aus vielen Gründen verschütteten Potentiale wirken zu lassen. Darum ist für mich die Frage entscheidend: Was bringt Ermutigung, was weckt die Kräfte, die da sind und nicht zum Zuge kommen?

Ich weiß: Der Weg zur Eigenverantwortung ist in der Regel weder breit noch bequem. Aber spannend und erfüllend und befriedigend immer! Also: Wo immer wir dazu beitragen können, dass Menschen ihre eigenen Verantwortungspotentiale leben können, ist viel erreicht und da bin ich gerne dabei.

Und noch ein Punkt zur Partnerschaft ist mir wichtig: Wenn wir gemeinsam an eine Aufgabe herangehen, dann erwarten die Partner von uns Verlässlichkeit und langfristiges Engagement. Die Versuchung ist groß, in der Entwicklungszusammenarbeit unrealistische Erwartungen zu wecken. Aber, Transferleistungen alleine konnten auch im Osten Deutschlands keine blühenden Landschaften entstehen lassen – sie waren nur ein Baustein in einer großen gemeinschaftlichen Aufbauleistung. Ebenso wenig können wir erwarten, innerhalb weniger Jahrzehnte nur durch Geld einen materiellen Wohlstand zu erreichen, wie er in Europa über Generationen aufgebaut werden musste. Dazu müssen auch vernünftige Politik und passende Rahmenbedingungen kommen. Schauen Sie sich die Entwicklung von Korea an: Südkorea ist schon lange kein Entwicklungsland mehr, in Nordkorea gibt es dagegen immer noch Hungersnöte.

Mein dritter Punkt ist damit angesprochen: Entwicklungszusammenarbeit dürfen wir nicht verwechseln mit Almosen. Natürlich kommt es immer wieder vor, dass Menschen unverschuldet in eine Notlage geraten, sei es durch ein Erdbeben oder eine Flutkatastrophe. Dann gilt es, Not- und Katastrophenhilfe zu leisten. Aber mit den Spenden dafür haben sich die Kirchen nie auf Trostpflaster beschränkt. Es ging ihnen vielmehr darum, Menschen langfristig bessere Entwicklungschancen zu geben.

Das geht nicht ohne faire Rahmenbedingungen, also nicht ohne Politik. Dies zeigte sich schon in den 60er-Jahren deutlich beim Zweiten Vatikanischen Konzil und bei der Genfer Konferenz des Ökumenischen Rats der Kirchen. Die Kirchen forderten damals die reichen Länder auf, ihre „Schutzzäune“ gegen Exporte aus der Dritten Welt abzubauen. Ebenso wie viele andere kritisierten sie Handelshemmnisse und Exportsubventionen, da diese den

wirtschaftlichen Wettbewerb verzerrten. Die Kirchen beschränkten ihre Kritik an den globalen Rahmenbedingungen nicht auf den Norden: Sie meldeten sich auch dort zu Wort, wo Oberschichten in Entwicklungsländern ihre Privilegien verteidigten und versuchten, den nötigen sozialen und wirtschaftlichen Fortschritt zu blockieren. Damit waren die Kirchen früh Teil der gesellschaftlichen Bewegungen, die sich gegen strukturelle Ungerechtigkeit wandten.

Die Kirchen haben mit ihrer Beharrlichkeit auch dazu beigetragen, dass der lange Weg zum Schuldenerlass für die höchstverschuldeten Länder Anfang dieses Jahrtausend ins Ziel geführt hat. Zwar sind mit dem „Jubeljahr“ nicht alle Probleme der Länder gelöst, aber die Haushalte wurden spürbar entlastet, so dass mehr Geld für soziale Aufgaben und eigenständige wirtschaftliche Perspektiven zur Verfügung stand.

Die Kohärenz unserer Politik bleibt ein aktuelles Thema, das unmittelbar auf unsere Glaubwürdigkeit zurückwirkt. Wenn umweltbelastende Fertigungen in andere Länder ausgelagert werden, trübt das die Freude an der sauberen Umwelt in Deutschland. Wenn Flächen zur Nahrungsmittelproduktion in solche zum Anbau von Energiepflanzen umgewandelt werden, sehen das viele Menschen mit Sorge. Diese globalen Zusammenhänge sind bekannt. Die Kirchen haben sie jedoch besonders früh erkannt. Durch ihre tagtägliche Rückkoppelung mit den Armen der Welt wissen sie, wovon sie reden. Schon darum hoffe ich, dass die Kirchen sich auch in Zukunft intensiv an allen Diskussionen zur Ausrichtung der Entwicklungszusammenarbeit beteiligen.

An diesen, unseren Beitrag zur Bewahrung der Schöpfung berührenden Fragen, sehen Sie schon, dass für mich alles, was zukunftsfähige Entwicklung betrifft, nicht bei der Armutsbekämpfung stehen bleiben darf. Entwicklung und Entwicklungszusammenarbeit ist, und das ist mein vierter Kernsatz, längst eine Frage auch unseres persönlichen Lebensstils geworden.

Ich bin vor kurzem hier in Bonn von einer Gruppe engagierter Schülerinnen und Schüler zum Klimabotschafter gekürt worden. Das bringt Verantwortung mit sich. Jeder von uns kann am Computer seinen ökologischen Fußabdruck ermitteln und hochrechnen, wie viele Planeten Erde sein Lebensstil benötigt. Man kann über die Einzelheiten der Berechnungen streiten, aber eines ist unstrittig: Unser jetziger Ressourcenverbrauch in Deutschland kann nicht auf die ganze Welt übertragen werden. Das heißt doch, Entwicklung kann nicht auf eine Kopie der Lebensform zielen, die die sogenannten entwickelten Länder für sich beanspruchen. Auch wir müssen uns entwickeln.

Nicht nur aus Gründen des Klimaschutzes steht uns ein neues Nachdenken über den Lebensstil hochindustrialisierter Gesellschaften gut an. Auch immer mehr außereuropäische Gesellschaften machen im

Zuge von Wachstum die Erfahrung, dass die Korrelation von geistigem Wohlbefinden und materiellen Wohlstand nur bis zu einer bestimmten Grenze trägt. Bei uns beschäftigt sich die Enquete Kommission des Deutschen Bundestages mit den Zusammenhängen zwischen Wachstum, Wohlstand und Lebensqualität unter dem Gesichtspunkt der Nachhaltigkeit. In Lateinamerika denkt man über das „Buen Vivir“, das gute Leben nach, das im sozialen Kontext mit anderen Menschen und der Natur gedacht werden muss. In Asien gibt es Rückbesinnung auf kulturell verankerte Alternativen zum maßlosen Überfluss. Es ist wichtig, dass dieses Nachdenken gemeinsam erfolgt und nicht ausschließlich vom hohen Ross einer saturierten westlichen Wohlstandsgesellschaft herab.

„Gut leben statt viel haben.“ - so lautet der Titel einer gemeinsamen Studie von Misereor und dem BUND aus dem Jahr 1996. Die Entwicklungszyklika der Katholischen Kirche von Ostern 1967 spricht von „Gerechtigkeit als Leitstern“, dem es den „erstickenden Materialismus“ unterzuordnen gelte. Die Kirchen thematisieren schon seit langem die Bewahrung der Schöpfung, eine Kultur des Friedens und soziale Gerechtigkeit. Sie stehen damit nicht alleine da. Sie bleiben eine unersetzliche Stimme im Chor derjenigen, für die ein Leben in Fülle sich gerade nicht am Kontostand der Kreditkarte entscheidet.

Meinen vielleicht liebsten Kernsatz habe ich mir zum Schluss aufgehoben: Entwicklungszusammenarbeit trägt ihr Ziel in sich. In den ersten Spendenaufrufen der Kirchen findet sich eine Vielzahl von vorbildlichen Motiven: Nächstenliebe, Barmherzigkeit, seelsorgerischer Nutzen für die Spender, aber auch die Weitergabe selbst empfangener Hilfe nach dem Weltkrieg und der Wiedergutmachung westlicher kolonialer Schuld.

Am Anfang staatlicher Entwicklungspolitik stand der Wille, sich nicht außenpolitischen Zielen unterzuordnen. Heute beruft sie sich auch auf eine Reihe von wichtigen Zielen: Bewahrung des Friedens, Schutz der Umwelt, Verhinderung internationaler Migration und Förderung deutscher Wirtschaftsinteressen, um nur einige zu nennen. Oftmals sind nicht alle Ziele gleichermaßen erfüllbar. Können wir gleichzeitig die Infrastruktur aufbauen, den Regenwald schützen und die Aids-Quote senken? Wir müssen auch hier aufpassen, Entwicklungspolitik nicht mit unerfüllbaren Erwartungen zu überfrachten. Derartiges hätte nur Frustration zur Folge und würde das, was gelungen ist, verdunkeln.

Manchmal denke ich: Sollte nicht der Kampf gegen Armut und Ungerechtigkeit alleine schon als Rechtfertigung ausreichen, sich in der Entwicklungszusammenarbeit weiter zu engagieren? Die Kirchen sind dann am stärksten, wenn sie ihr geistliches Wissen, etwa „Den Armen Gerechtigkeit“ oder „ich habe es satt, dass andere hungern“ verbinden mit intelligenten Unterstützungsstrategien und mit den Gebern eine

Kultur des Teilens entwickeln und mit den Empfängern eine Kultur des eigenverantwortlichen Handelns.

Meine Damen und Herren, Sie sehen, meine fünf Kieselsteine sind keine Leichtgewichte. Ich bin aber voller Zuversicht, dass wir uns nicht davor scheuen sollten, sie aufzunehmen in unserem Kampf gegen das, was uns groß und bedrohlich erscheint. Wie es mit dem biblischen Goliath ausging wissen wir. Eine Gesellschaft, in deren Mitte die Überzeugung steht, sich gegen Armut und Ungerechtigkeit zu engagieren, hat gewichtige Grundlagen, um mit Partnern gemeinsam das volle Potential im Menschen zu wecken und kritisch den eigenen Lebensstil zu reflektieren. So verstandene Entwicklung ist eine ganzheitliche Aufgabe, die sich selbst als Ziel genügt. Sie erfasst Politik und Gesellschaft, Staat und Kirche. Daher bleibt deren enge Zusammenarbeit wichtig. Barmherzigkeit und Gerechtigkeit, Misereor und Brot für die Welt sind der unentbehrliche Anfang kirchlichen Tuns, aber nie sein Ende.

Wir wissen es alle: die Armut und die Ungerechtigkeit, die in weiten Teilen der Welt das Leben der Menschen bedroht, sie sind von Menschen verursacht. Aber sie können auch durch Menschen überwunden werden. Sie alle hier im Saal haben dazu beigetragen, dass mehr Menschen in Würde und - soweit das in unserer Hand liegt - frei von Not leben können. Das verdient Respekt, weil Sie sich von der Größe der Aufgabe nicht entmutigen ließen. Und es verdient Dank, den ich Ihnen heute von Herzen ausspreche.